

Phänomen“. Er sieht in der Organisation „das augenfälligste Beispiel für die restaurative Tendenz in der katholischen Weltkirche“ (11). Er befaßt sich in seinem Buch nicht nur mit dem Innenleben des Opus Dei und seinen Werbepraktiken, die bisher Hauptgegenstand der öffentlichen Diskussion waren, sondern will „auch umfassendere politische und gesellschaftliche Zusammenhänge aufzeigen“ und „nach dem weltkirchlichen Kontext fragen“ (16f). Er übt Kritik an Zielen und Methoden des Werkes, distanziert sich aber von voreiligen Vorwürfen anderer Kritiker.

Die Bildung von Gruppen innerhalb der Kirche, die bestimmte religiöse und – daraus abgeleitet – politische Auffassungen vertreten, muß nichts Verwerfliches an sich haben. In der Kirche ist Raum für unterschiedliche Auffassungen in vieler Hinsicht, und der organisatorische Zusammenschluß auf der Grundlage einer solchen partikularen Auffassung ist grundsätzlich nicht illegitim. Bedenklich ist allerdings zweierlei: Geheimhaltung und Verabsolutierung. Mit Recht fordert H., „daß in einer Kirche, die der Wahrheit dienen und sie unter die Menschen bringen will, Licht und Durchsichtigkeit herrschen sollen“ (7); Geheimniskrämerie ist schon als solche geeignet, an sich vielleicht völlig unverfängliche Bestrebungen vor der Welt zu diskreditieren, und davor sollten die Kirche und ihre Mitglieder sich hüten. Inhaltlich wird der legitime Bereich innerkirchlicher Gruppenbildung verlassen, wenn eine Gruppe einen Ausschließlichkeitsanspruch geltend macht, sich also mit der wahren Kirche gleichsetzt.

Die Strategie des Opus Dei, „führende Leute für sich zu gewinnen“ (39), ist nicht neu. Dieselbe Strategie hat auch der Jesuitenorden zur Zeit der Gegenreformation und später verfolgt. Nicht

nur dieser Umstand deutet darauf hin, daß das Opus Dei in Zukunft die Stelle dieses Ordens als geistige Kampftruppe des Vatikans einnehmen könnte, nachdem es mit dem Gehorsam der Jesuiten gegenüber dem Papst anscheinend nicht mehr zum besten bestellt ist.

H. trägt dazu bei, ein kirchliches Phänomen zu erhellen, dessen Bedeutung für die Weiterentwicklung der römisch-katholischen Kirche im ausgehenden Jahrtausend nicht unterschätzt werden sollte und das deshalb auch die Aufmerksamkeit der nichtrömischen Kirchen beanspruchen darf.

Hanns Engelhardt

*Norbert Greinacher / Hans Küng* (Hrsg.),  
Katholische Kirche – wohin? Wider  
den Verrat am Konzil. Serie Piper  
Bd. 488, München-Zürich 1986. 467  
Seiten. Kart. DM 17,80.

Auch dieser Sammelband stellt eine Art von Bilanz des Zweiten Vatikanischen Konzils dar. Er gliedert sich in vier Teile, die von Kirchenleitung unter den Stichworten „Stagnation“ und „Reaktion“, von Theologie entsprechend unter „Restauration“ und „Inquisition“ handeln sowie typische und exemplarische Vorgänge vorstellen und ansatzweise genauer analysieren. Die Namen der Herausgeber lassen vermuten, daß die gewonnenen Mitarbeiter – ihr numerisches Übergewicht macht sich in Teil 2 bemerkbar – nicht gerade zimperlich mit ihrer Kritik auftreten. Der jüngste Mitarbeiter ist Jahrgang 1955, die ältesten der im Buch vertretenen Autoren wurden in den letzten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg geboren. Unter den Namen gibt es einige Küng und Greinacher in Tübingen verbundene Kollegen, beispielsweise Hermann Häring mit einer scharfen Attacke gegen J. Ratzinger und Herbert Haag,

der das Thema Teufel fast zu häufig strapaziert. Küng selbst ist mit vier Beiträgen, Greinacher mit zwei vertreten. Unter den exemplarischen Fällen ist Leonardo Boff, der sich selbst, quasi mit einer persönlichen Zeugenaussage, artikuliert.

Keiner, dem es um echten Ökumenismus zu tun ist, wird das Buch mit Schadenfreude lesen, denn aufgewiesene Schäden und analysierte Überlebensmechanismen sind nicht nur für die römische Hierarchie symptomatisch. Am überzeugendsten lesen sich die kritischen Bemerkungen Dietmar Mieths über die Moraldoktrin der römischen Dokumente der letzten Jahre in Spannung oder Widerspruch zu christlich gelebten Überzeugungen. Das wird besonders in der Frage der Geburtenregelung anschaulich. Die Schere zwischen kirchlicher Moraldoktrin und den gelebten Überzeugungen der Kirche droht immer mehr auseinanderzuklaffen. Für viele Christen ist dies ein Grund ihrer kirchlichen Distanz. Greinacher wehrt sich gegen die Unterstellung, daß die Theologie der Befreiung die Gewaltanwendung durch die Kirche selbst befürwortet; er meint, daß zwischen der traditionellen europäischen Theologie und der lateinamerikanischen Theologie der Befreiung ein grundsätzlicher Unterschied in der Art bestehe, in der Theologie betrieben werde. Unter Hinweis auf Boff handle es sich um die ekklesiologische Frage, wie das kirchliche Amt zu verwirklichen sei, wobei viele Amtsträger Begriffe wie Dialog, Brüderlichkeit und Dienst eben nur im Munde führten. Der Beitrag von Johannes B. Bauer nimmt sich der Verteidigung des sogenannten Rahner-Plans an, der keineswegs Indifferentismus, Skeptizismus und Pluralismus Vorschub leisten wolle. Schade nur, daß das intensive Gespräch über die Vorschläge von Rah-

ner und Fries nur in den Anmerkungen dokumentiert wird. Ginge man tiefer, so würden sich auch protestantischerseits breite Spektren von Zustimmung bis zu glatter Ablehnung auf tun. Nicht ganz überzeugend ist für den, der Joseph Ratzingers wissenschaftliches Wirken einigermaßen übersieht, dessen Abqualifikation als „Repräsentant einer angstbesetzten“ Theologie (254), womit die Frage der persönlichen Integrität des nunmehrigen römischen Glaubenspräfekten nicht zur Debatte stehen soll. In den Berichten über Nonnen, unterdrückte Frauen und die von Rom beanspruchte „Kontrolle über die Geburtenkontrolle“ mag auch mancher Akzent persönlicher Verletzung zum Ausdruck kommen. Welche Stimmen traulich vereint gegen heutige lehramtliche Theologie aufgeboten werden, ist zuweilen schon erstaunlich, und man fragt sich, wem dieser geballte Sündenkatolog dienen soll.

In einer Reihe erschienen, die in Buchhandlungen bevorzugt angeboten wird, mit einem blauen Streifen als „aktuell“ ausgewiesen, möchte mancher den berechtigten Kampf gegen einen nur defensiven Katholizismus mißverstehen und das Buch als willkommenes Pamphlet der kirchen- und religionskritischen Literatur zuordnen. Doch wäre es wohl angemessener, manche Entgleisungen zu übersehen und das Buch als Manifest nicht nur weniger Außenseiter ernst zu nehmen. Freilich, wenn Luise Rinser dekretiert: „Jesus stünde auf Boffs Seite“ (448), leistet sie wie anderes emotionale Aufbegehren kaum etwas zur Versachlichung des von den Mitarbeitern noch immer dringlich gesuchten partnerschaftlichen Gesprächs.

Friedrich Wilhelm Kantzenbach